Vorhang runter! [Fortsetzung]

Autor(en): **Stefani, Ole**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 38

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647191

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Copyright by Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

Auch Peter hatte eine schlechte Nacht.

Denn als er niedergeschlagen in sein Zimmer hinaufgestiegen war und seine Tür öffnete — roch es nach Tabakqualm — und als er erschrocken Licht machte, saß der Assessor mit bleichem Gesicht und scharfen Falten um den Mund in einem Sessel und starrte ihn an. Schwere Rauchwolken hingen in der Luft und der Aschenbecher auf dem Tisch war mit Zigarettenresten überhäuft.

„Nanu —?" rief Peter aus. „Was machst du denn hier im Dunkeln? ... Was ist los? — Mensch, so red doch ein Wort! — Warum um Gottes willen siehst du mich so vorwurfsvoll an?"

Endlich tat der Assessor den Mund auf. „Du — hast es gewußt!" sagte er heiser und streckte den Zeigefinger gegen seinen Vetter aus.

„Mach kein Theater!" sagte Peter, der etwas blaß geworden war. „Was willst du von mir?"

Der Assessor schluckte. Er saß unnatürlich steif. „Ich habe mit Frau Ursula gesprochen."

„So? — Na ja!" sagte Peter ungewiß. Sein Herz klopfte.

„... Warum hast du mir verschwiegen, daß Froggy uns falsche Auskünfte gegeben hat?"

„Ich habe doch ", sagte Peter und verstummte.

Das Schweigen wurde sehr drückend.

Der Assessor stand auf. Etwas Asche war auf seinen Rock gefallen. Er klopfte sie mit knappen Bewegungen ab. „Ich habe die Konsequenzen gezogen!" sagte er schneidend. „Morgen früh wird man Froggy verhören und es ist anzunehmen, daß noch vor Ablauf von vierundzwanzig Stunden ein Steckbrief gegen den Kammersänger Erlacher erlassen werden wird. — Ich hielt es für meine Pflicht, dich darauf vorzubereiten. Gute Nacht!"

Er ging mit einem schmerzlich gespannten Gesichtsausdruck an dem Zimmer. Die Tür flog zu, ehe Peter etwas hätte sagen können.

Er saß noch lange verzweifelt auf der Bettkante, ohne sich zu rühren.

29.

Am nächsten Morgen mußte das Telephon auf dem Nachttisch sehr lange rattern, ehe es ihn wachkriegte. Schlaftrunken hob Peter ab und erkannte Lonis Stimme.

„Peter — kommen Sie, bitte, nicht jetzt, sondern erst nach Tisch. Ich glaube, ich werde Ihnen dann Wichtiges zu erzählen haben!"

„Wieso?" fragte Peter. „Ist Froggy schon zum Verhör bestellt?"

Er bekam keine Antwort, Loni war schon weg. Verwirrt klingelte er nach seinem Frühstück.

Punkt zehn stand Loni auf dem Bahnsteig Janowitzbrücke. Die Stadtbahnzüge an beiden Seiten hielten, ruckten an, summten los. Die Menschen trampelten an ihr vorbei, unten auf der Spree tutete ein Dampfer.

Loni sah sich suchend um. So vergingen einige Minuten.

Dann ging ein unscheinbar aussehender kleiner Mann in einem grauen Anzug, der gleich ihr seit einiger Zeit auf dem Bahnsteig gestanden hatte, an ihr vorbei zur Rückseite des Zeitungskioskes. Und dabei, während er sie fast streifte, sagte er leise und mit unbewegten Lippen: „Fräulein Erlacher!"

Der kleine Mann stellte sich vor die Bücherauslage hinter der Glasscheibe und sah nicht nach der Seite, als sie sich neben ihn stellte. Aber er flüsterte in die Auslage hinein: „Mitkommen!"

Dann drehte er sich lässig um und ging die Treppe hinunter, die zur Anlegestelle der Motorboote führt.

Loni lief gehorsam hinterher. Der Mann kümmerte sich gar nicht um sie. Er ging über den Steg auf einen kleinen Dampfer, wo die Glocke zur Abfahrt bimmelte.

Verwundert folgte Loni dem Fremden auf das Schiff. Es war sehr voll, der Mann im grauen Anzug stand am Heck und spuckte tiefsinnig in das Wasser. Aber als sich Loni neben ihn stellte, drückte er sich und ging ein paar Schritte weiter.

Du Kaffer! dachte Loni und wartete ab.

Schon bei der zweiten Haltestelle sah er sie rasch an und drängte sich zum Ausgang. Wieder ging sie ihm nach und bestieg hinter ihm das Ufer.

Vor dem Steg stand ein Schutzmann. Der kleine Kerl in dem grauen Anzug lüftete eilfertig seinen Hut. Der Schutzmann grüßte wieder — nicht ohne Ironie, wie sich Loni einbildete — und sah dem rasch Davonschreitenden eine Weile nach.

Das kann gut werden! dachte Loni.

Das nächste Stück der Reise wurde auf der Elektrischen zurückgelegt. Und nach einer guten Stunde fand sich Loni auf einem Feldweg irgendwo bei Spandau, wie sie schon nicht mehr sehr geduldig hinter dem kleinen Mann herstolperte.

Der Feldweg führte zu einer Chaussee. Da stand ein Lastauto, auf das gingen sie zu. Der Chauffeur — ein halbwüchsiger, sommersprossiger Bengel — kaute eine Schrippe und las in einem Zeitungsfetzen.

Als er sie kommen sah, schob er rasch den ganzen Rest der Schrippe in den Mund, was seine linke Gesichtshälfte unmäßig verzerrte — und legte einen Finger an die Mütze.

„So!" sagte der kleine graue Mann. „Dies hier ist mein Kollege!"

„Sehr erfreut!" bemerkte Loni. Der Junge kaute und grinste.

„Der wird Sie weiterbringen, Frollein!" Er winkte dem Jungen kurz zu und ging wieder zurück.

Der Junge warf den Motor an.

Loni war ein bißchen unheimlich zu Mut. „Wo soll's denn hingehen, mein Lieber?"

„Nich weit!" sagte der Bengel und schluckte. „Bitte kommen Sie rauf!"

Er reichte ihr die Hand und zog sie zu sich auf den Sitz. Etwas benommen saß sie auf dem ratternden Wagen, der sie durch den Spandauer Forst fuhr.

Es dauerte wirklich nicht lange. Sie kamen zu einem Steinbruch. Auf der Böschung stand einsam ein Schuppen.

„Alles aussteigen!" sagte der Junge und sprang vom Wagen. Sie ging neugierig hinter ihm her.

Der Junge schloß mit einem großen verrosteten Schlüssel die Tür auf.

„Bitte, Frollein!" sagte er höflich und ließ sie vorangehen.

„Ist jemand da?" fragte sie, während sie ängstlich um sich blickend eintrat.

Aber kaum war sie drinnen, so schlug die Tür hinter ihr zu und der Schlüssel drehte sich im Schloß.

„Aufmachen!" schrie sie entsetzt und sprang zurück an die Tür. „Sind Sie blödsinnig, Mensch?"

Sie bekam zunächst keine Antwort, aber eine Sekunde später erschien an dem vergitterten Fenster das sommersprossige Gesicht.

„Frollein!" sagte der Junge. „Regen Sie sich doch bitte nich uff! Es is ja bloß zur Sicherheit. Ihnen tut keen Mensch wat! Sie sollen hier bloß uff Ihren Herrn Bruder warten!"

Loni wurde etwas ruhiger. „Ja aber, mein Sohn — dann brauchen Sie doch die Tür nicht abzusperren! Los. machen Sie auf! Ich bleibe ja auch so hier!"

Der Bengel grinste verlegen. Er zuckte bedauernd die Achseln. „Nee — det darf ick nich — denn krieg ick Krach mit meinem Meister!" Er machte Miene sich zu entfernen.

„Moment —!" schrie Loni und suchte in ihrem Portemonnaie.

„Wiedersehen!" brüllte der Junge schnell und verschwand. Und eine halbe Minute später hörte sie in einiger Entfernung das Auto davonpoltern.

„Hallo!" rief sie wütend. „Wann kommt denn mein Bruder?" — Aber sie bekam keine Antwort.

Sie sah sich in dem niedrigen Raum um. Es gab nur dieses eine vergitterte Fenster. Latten und Tischlergerät lagen herum, alles war mit Staub bedeckt.

Dann fand sie — erstaunt und erschreckt — in einer Ecke auf einem leidlich sauberen Tisch neben einem Stoß neuer Zeitungen und Magazinhefte ein frisches Brot, Butter, Wurst und Obst.

Sie starrte die Bescherung an. „Das sieht aus, als sollte ich mich längere Zeit hier häuslich niederlassen!" dachte sie mit besorgt gerunzelter Stirn. „Komisch!"

Sie prüfte Tür und Fenster — und bald war sie sich darüber im klaren, daß sie aus eigener Kraft nicht entkommen konnte.

Das Fenster sah auf eine leere Baustelle, über dem Forst hinter der Chaussee ragte ein hoher Fabrikschornstein.

„Rudolf!" seufzte sie. „Was soll das alles bloß? ... Ach lieber Himmel!"

Sie dachte an ihren Bruder — es waren keine fröhlichen Gedanken.

Sie beschloß, geduldig zu warten.

*

„Noch nicht zurück?" fragte Peter erstaunt. Es war schon drei Uhr nachmittags.

„Nein, Herr Doktor!" sagte das Mädchen. „Das gnädige Fräulein ist noch nicht da! ... Und Froggy auch nicht!"

„Froggy?"

„Ja!"

Peter erfuhr die Geschichte dieser Nacht. Auch daß seit dem frühen Morgen fast allstündlich Polizeibeamte kämen und nach Froggy fragten.

Peter blieb in der Erlacher-Villa und wartete — wartete wieder.

Nach einer Weile lief er nervös in den Straßen der Kolonie herum. Dann ging er wieder hinauf und rief bei Dr. Schmitters an.

Wieder die weiche Stimme: „Ich habe leider keine Ahnung! ... Wieso? — Seit wann ist Fräulein Loni denn weg?"

Peter hing wieder ein. Er setzte sich verzweifelt vor das Kakteenbrett im Wohnzimmer und starrte auf die Straße.

Um 5 Uhr ungefähr hörte er, wie jemand Sturm läutete und dann gab es ein erregtes Stimmengewirr auf dem Flur.

Als er hinausstürzte, hörte er das Dienstmädchen:

„Aber ich sage Ihnen doch, daß Fräulein Erlacher nicht zu Hause ist!"

Und eine tobende Männerstimme jenseits der Wohnungstür: „Machen Sie keine Ausflüchte — ich muß sie sprechen!"

Draußen stand Lorenz in einem aufgelösten Zustand. Sein Gesicht war noch röter als gewöhnlich, die Krawatte war verschoben und die Haare klebten in Strähnen über seinen Schläfen.

Als er Peter sah, brüllte er ihn an: „Herr Doktor — was haben Sie mit meiner Tochter gemacht?"

„Was ich mit Ihrer Tochter ...?" fragte Peter verdutzt. „Wovon ist die Rede?"

„Tun Sie nicht so!" raste Lorenz. Er zitterte an allen Gliedern. „Sie und Fräulein Erlacher! — Und der verwünschte Nigger! Wo ist er? ... Ich schlage ihm den Schädel ein!"

Das Dienstmädchen schrie unterdrückt auf.

„Ja — was wollen Sie denn in Kuckucks Namen!" Peter war nervös geworden. „Schrein Sie doch nicht so hier herum. Es ist niemand hier außer uns! — Kommen Sie doch herein — los!"

Lorenz torkelte wie ein Betrunkener ins Zimmer, sank auf den nächsten Sessel und ächzte.

„Ja — was soll denn das alles bedeuten?" fragte ihn Peter, während er die Türe hinter sich schloß.

„Was das bedeuten soll?" stöhnte Lorenz. „Oh, nichts weiter — nur daß man den Versuch gemacht hat, meine Tochter zu vergiften!"

30.

Peter war furchtbar erschrocken. „Was sagen Sie da? Ist sie — wie geht es ihr?"

„Besser!" sagte Lorenz. „Viel besser. Weil ich sie gleich zum Arzt gebracht habe!"

„Na also — dann war es doch gar nicht so schlimm!"

Lorenz heulte vor Wut. „Aber man hat doch versucht —"

Er beruhigte sich etwas und dann erfuhr Peter eine merkwürdige Geschichte:

Lorenz hatte seine Tochter nach Tisch abgeholt. Sie waren ins Café Telschow gegangen. Aus seinen Worten ging hervor, daß sie beide recht übler Laune gewesen sein mußten.

Kein Wunder nach dem gestrigen Abend! dachte Peter.

— Daisy schimpfte auf Berlin. Auf all und jedes. Auf die Bedienung im Café. Und auf die in der Pension. Heute früh sei ein aufdringlicher Mann dagewesen, ein Bücherkolporteur, der ihr absolut etwas habe verkaufen wollen. Er sei bis in ihr Zimmer gedrungen und sie habe große Mühe gehabt, ihn hinauszuwerfen.

Gerade als sie das erzählte, stand ein hagerer, schmieriger Kerl an ihrem Tisch, einen Stoß Bücher unter dem Arm.

„Da ist der Kerl schon wieder!" schrie Daisy entsetzt auf.

„Machen Sie, daß Sie weiterkommen!" fauchte ihn Lorenz an. „Wo ist denn hier der Ober? — Unglaublich!"

Aber der schmierige Kerl hatte bereits seine Bücher auf dem Tisch zwischen den Tassen ausgebreitet.

„Bildung, meine Herrschaften!" krähte er und klatschte auf eine Broschüre, daß die Tassen klirrten. „Bildung und Kultur! Belehrung und Unterhaltung! Zwei Bände eine Mark!"

„Ich rufe jetzt die Polizei!" schrie ihn Lorenz an. „Ober — wo bleiben Sie denn?"

Der Ober kam und schob den Mann aus dem Garten.

„Mein Herr — Sie werden das bereuen!" sagte er eindringlich über den Zaun hinweg.

Eine grüne Uniform zeigte sich in der Joachimsthaler-Straße und der Mann verschwand mit unheimlicher Fixigkeit.

Daisy hatte neuen Anlaß, auf Berlin zu schimpfen. Sie hielte es nicht mehr aus, sie wolle so bald als möglich wieder hinüber in die Staaten. — Die Stadt sei gräßlich, die Menschen seien gräßlich, der Kaffee schmecke gräßlich.

„Das kann ich aber nicht finden, Liebling!" sagte Lorenz beruhigend.

„Er schmeckt nach Petroleum!" widersprach sie gereizt, setzte die Tasse klirrend auf den Untersatz, der Löffel klapperte auf den Boden, ihr Kopf sank nach hinten, ihre Augen verdrehten sich — ohne einen Laut von sich zu geben, war sie bewußtlos geworden.

Lorenz schrie vor Schreck auf und sprang ihr zu Hilfe. Sie atmete tief und regelmäßig — aus den geöffneten Lippen kam ein leises Schnarchen.

Es gab ein großes Aufsehen und Lorenz ließ sie entsetzt zum nächsten Arzt tragen.

Der roch an ihrem Munde, hob ihre Augenlider und stellte fest: der Dame sei ein abnorm starkes Schlafmittel verabreicht worden.

Zuerst wollte er ihr den Magen auspumpen, dann versuchte er es mit einer kleinen Injektion. Sie reagierte sofort und kam zu sich. Ihr war furchtbar übel.

Lorenz brachte sie in ihre Pension. Sie trank Tee, weinte und schimpfte auf Loni und Froggy, die sie hätten vergiften wollen. —

„Was für ein Unsinn!" sagte Peter steif.

„Wo stecken denn die beiden!" murrte Lorenz, der sich jetzt schon mehr zusammennahm. Er lief ununterbrochen durch das Zimmer und sah sich alles genau an. „Wollen Sie mir das vielleicht sagen?"

„Aber ich sage ihnen doch, daß ich keine Ahnung habe!"

„So?" Lorenz war vor einer Wand stehen geblieben, die mit Rollenbildern Rudolf Erlachers bedeckt war.

„Fräulein Loni ist heute früh fortgegangen — niemand weiß wohin. — Lassen Sie uns lieber vernünftig reden. — Wie erklären Sie sich diesen Anschlag auf Ihre Tochter? — Wer hat ein Interesse daran? — Wozu sollte er dienen?"

„Ich weiß nicht!" sagte Lorenz wütend. „Unfug — verwünschter! — Wie Sie aber auch fragen! Wozu das —", er stockte plötzlich und glotzte die Bilder an. „Wozu das dienen sollte ..." Er dehnte die Worte, tief in Gedanken.

Dann wandte er sich plötzlich um. „Und sie ist seit heute morgen weg?"

„Ja!"

„Sie haben wirklich keine Ahnung, wo sie steckt?" Seine kleinen Augen blinzelten Peter tückisch an, während er mit hastigen Rucken seine entsetzlichen gelben Handschuhe straff zog. —

„Nein!" seufzte Peter trostlos.

„Adieu!" sagte Lorenz. Er nahm rasch seinen Hut und ehe sich Peter aus seinem Stuhl erhoben hatte, war Lorenz aus der Tür.

„Nanu —?" rief Peter hinterher. Die Schritte des „Amerikaners" polterten hastig die Treppe hinunter. „Ist er verrückt geworden?"

Da schrillte das Telephon. Er stürzte hin — und hörte wieder die weiche angenehme Stimme:

„Hier spricht Schmitters."

„Ich höre es!" sagte Peter enttäuscht.

„Herr Dr. Kling?"

„Ja?"

„Ist Fräulein Loni dort?"

„Nein — immer noch nicht!"

„Dumm!" sagte der Mann im Apparat nach einer Pause. „Gar keine Nachricht?"

„Gar keine!"

„Wir müßten sie doch suchen gehen, glaube ich. — Ich bin ein bißchen besorgt um Loni!"

Es war Peter nicht recht, daß Schmitters das sagte. Es war die Zärtlichkeit in der Stimme, die ihm nicht paßte. Aber er war verständig genug, zu sagen: „Das ehrt Sie. Haben Sie eine Ahnung, wo man sie suchen sollte?"

Pause. Dann sagte Schmitters: „Na — vielleicht!"

„So?" rief Peter erregt und drückte die Muschel so fest an sein Ohr, daß es weh tat. „Reden Sie doch!"

„Ich kann mich irren!" sagte die melodiöse Stimme langsam. „Aber haben Sie daran gedacht, daß heute abend in Hohenfelde die Oper ‚Michael Korofski' gegeben wird?"

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Alpenflug vor 25 Jahren.

Vor 25 Jahren, am 23. September 1910, gelang dem in Paris aufgewachsenen Peruaner Geo Chavez der erste Alpenflug. Mit seinem Eindecker überflog er den Simplon, von Brig aus, stürzte aber bei der Landung in Domodossola wenige Meter über dem Erdboden ab und starb einige Tage später an den erlittenen Verletzungen. Seit 1910 hat die Aviatik gewaltige Fortschritte gemacht. Die Rekordtafel bringt mit jedem Monat höhere Zahlen über die Länge, die Dauer, die Höhe der Flüge. Passagierflugzeuge verkehren regelmäßig zwischen Nord und Süd, überfliegen jeden Tag mehrmals die höchsten Alpenketten. Die großen Ozeane sind einige Dutzend Mal von Flugzeugen bezwungen worden. Aber der Flug von Geo Chavez vor 25 Jahren ist und bleibt doch eine aviatische Großtat aus den Kinderjahren der Flugkunst. Wie Lindbergh als erster Ozeanbezwinger der größte Ozeansieger ist und in alle Ewigkeit bleibt, so ist Chavez der erste Alpenbezwinger, der mit seinem schwachen, primitiven Flugzeug eine größere Tat vollbrachte als ein heutiger Rekordträger mit den modernen Maschinen. Von diesem Gesichtspunkte aus dürfen wir heute, zum 25jährigen Jubiläum, Chavez' Simplonflug würdigen, umsomehr als unsere raschlebige, rekordhaschende Zeit die Pioniere in unglaublich kurzer Zeit vergißt, ihre Taten oft sogar mit einem mitleidigen Lächeln glaubt abtun zu dürfen. So ganz vergessen ist Geo Chavez nun allerdings nicht. Die Zeitungen haben vor einiger Zeit gemeldet, daß man sich in Brig und Domodossola zu Erinnerungsfeiern rüstet. Das darf uns freuen.

Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich noch gut an die Wochen, die 1910 dem Simplonflug voran gingen. Es gab zahlreiche Leute, die glaubten, eine Alpenüberfliegung sei ein Ding der Unmöglichkeit, ein frevelhaft-sträflicher Leichtsinn, der ein Ende mit Schrecken nehmen werde. Und nach dem unglückseligen Unfall atmeten sie befriedigt auf, im Bewußtsein: „Wir haben es voraus gesagt!" Die „Deutsche Alpenzeitung", eine sonst sicher ernst zu nehmende Publikation, brachte in einem Artikel „Wenn wir auf die Berge fliegen" einen Satz, der als Protest anmutet: „Man stelle sich nur den heiligen Zorn vor, der den packen müßte, der, nachdem er sich auf eine aussichtsreiche Höhe geschunden und nun allein und ungestört die Wonnen einer Gipfelrast genießen möchte, sich auf einmal von einem Ungetüm überrascht sieht, das sich langsam und sicher auf seinen Gipfel